

**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift

**Band:** 22 (1918)

**Artikel:** Eine kleine Schweizer Spazierreise anno 1800

**Autor:** Nabholz, Adolf

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-574389>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 22.02.2026

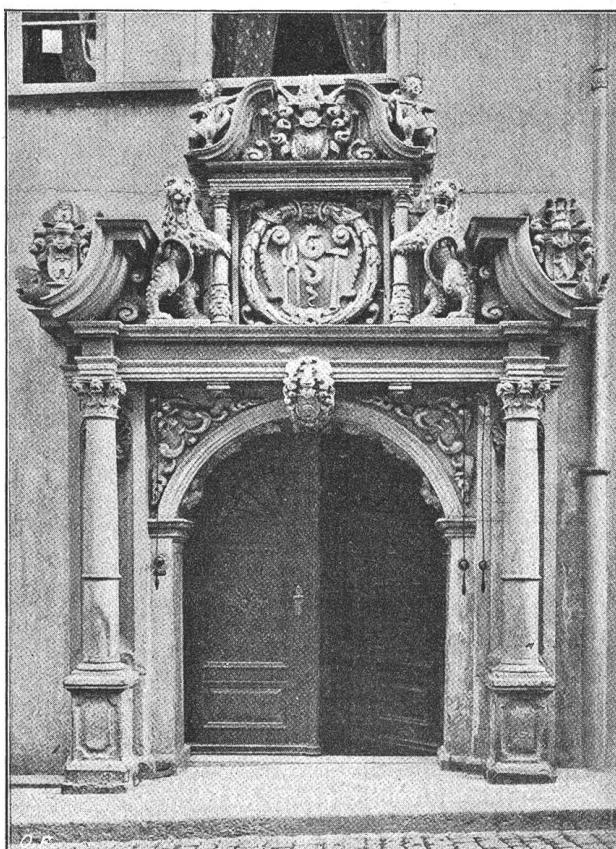
**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Welch reiche Fundgrube stellt die Gesamtheit dieser Zeichnungen dar!

Zum Schlusse sei noch erwähnt, daß auch die Landschaft des Kantons Schaffhausen nicht unberücksichtigt gelassen wurde. Daß das schöne Stein a. Rh., das August Schmid mit gutem Recht als das „beste Beispiel einer gut erhaltenen kleinen Bürger- und Handelsstadt mit Burg und Kloster“ bezeichnet, reich ist an bedeutenden Beispielen der Bürgerarchitektur, zeigt auch dieses Werk. Aber auch in den Gemeinden des Klettgau, in Neunkirch, Gächlingen und Hallau findet sich heute noch manches schöne Bürgerhaus, das verdient, in Ehren gehalten zu werden.

Ueberall, wo man Verständnis und Liebe besitzt für die Kunst- und Kulturgüter vergangener Jahrhunderte, wird das schöne Werk über das Schaffhauser Bürgerhaus mit Freude entgegengenommen werden.

Dr. Walter Wettstein, Schaffhausen.



Alte Schaffhauser Baukunst Abb. 4. Brunnportal (1653 von Bildhauer Lorenz Schreiber aus Basel) am Zunfthaus „zur Schmiedstube“ in Schaffhausen. Neben dem Zunftwappen die Schilder der Stifter Schalch, Hofmann, Wägerich, v. Bernau, Hurter und Ziegler.

## Eine kleine Schweizer Spazierreise anno 1800.

Im Sommer 1800 entschloß sich der neuvermählte Pfarrer Johann Konrad Maurer, Geistlicher an der französischen Kirche in Schaffhausen, mit seiner jungen Frau ein Reischen zu unternehmen, teils um die vielen Verwandten, die sie da und dort in östschweizerischen Pfarrhäusern besaßen, pflichtschuldig zu besuchen, teils aber auch, um die Gegenden, über die im Jahr zuvor die Kriegsfurie hingezogen war, zu besichtigen. 1799 hatte bekanntlich der zweite Koalitionskrieg seine Wellen auch ins helvetische Land hineingeschlagen. Auf vier Schiffssbrücken zwischen dem Untersee und Schaffhausen hatte Erzherzog Karl von Österreich mit seiner Armee den Rhein überschritten, Massena gegen Zürich zurückgedrängt und ihn anfangs Juni durch eine Schlacht genötigt, sich aufs linke Limmatufer zurückzuziehen.

Im September war dann der Rückschlag eingetreten. Massena besiegte die Russen bei Zürich und jagte sie samt den Österreichern wieder zur Schweiz hinaus. Noch sah man im Sommer 1800 die Spuren jener kriegerischen Ereignisse, die sich auf den Fluren der Ostschweiz abgespielt hatten. Verglichen mit den Verwüstungen, die heutzutag ein Kampf für eine Gegend mit sich bringt, waren freilich jene Schädigungen recht unbedeutend und vorübergehender Art. Das erkennen wir aus der Beschreibung, in der genannter Pfarrer Maurer von seiner achtzehntägigen Reise getreulich berichtet. Mit sauberer Schrift hat er nach seiner Rückkehr in ein Büchlein eingetragen, was er unterwegs beobachtete; er wählte dafür die Form eines Berichtes an einen Freund. Als Titel setzte er darüber: „Eine kleine Spazierreise

durch einige Gegenden der Kantone Thurgau, Sennis und Zürich".

Die Aufzeichnungen waren allerdings nicht zur Veröffentlichung bestimmt, sondern sollten nur persönliche Erinnerungen festhalten. So findet sich darin viel Unbedeutendes und Alltägliches, das für weitere Kreise wenig Interesse bietet. Daneben aber sind doch auch manche Beobachtungen von Land und Leuten und von Zeitschreibungen eingeflochten, die ein Licht auf jene für unser Land wenig glücklichen Verhältnisse werfen, und manche Bemerkung lässt sich, als ob sie nicht vor 120 Jahren, sondern vor kurzem niedergeschrieben worden sei, sodass man sich erstaunt fragt: Waren die Menschen in jenen einfachern Zeiten wirklich auch nicht besser als in unserm bös angeschriebenen zwanzigsten Jahrhundert?

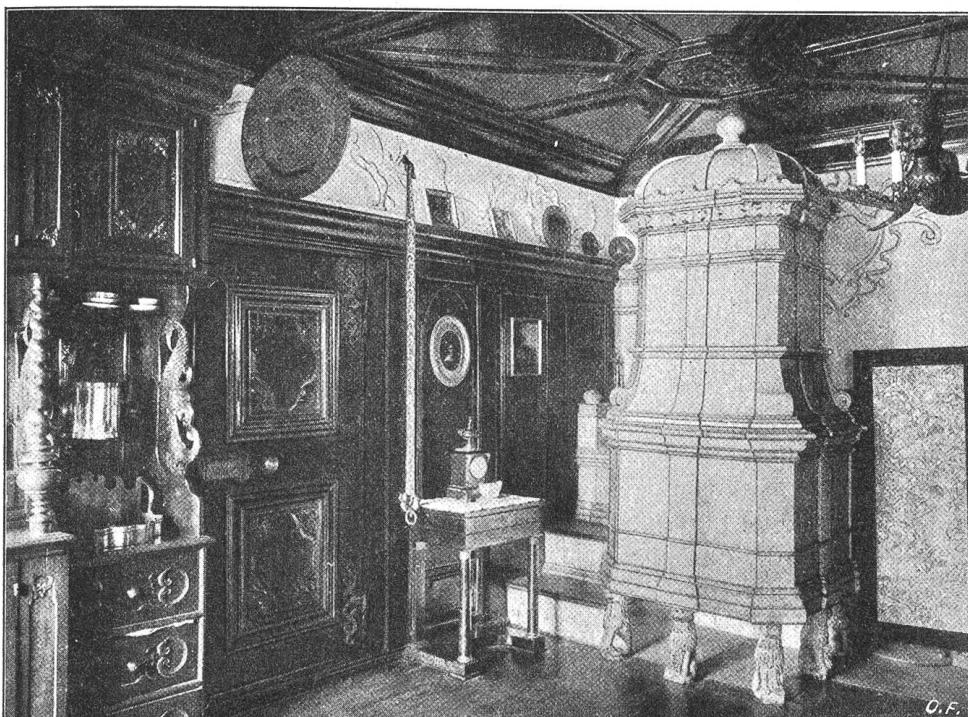
Ein Reischen dieser Art, teils zu Wagen, teils zu Fuß ausgeführt, erschien unsern Vorfahren einst als ein recht wichtiges Unternehmen. Wir lächeln heute, wenn wir lesen, wie damals die Durchquerung des tobelreichen Appenzellerländchens oder die Ersteigung des Zürichbergs von Dübendorf aus als strapaziöse Leistung angesehen wurde. Aber wer weiß, wie

einst nach wieder hundert Jahren unsere Nachkommen unsere Reiseleistungen einschätzen werden?

Begleiten wir also die kleine Reisegesellschaft auf ihrem Wege! In der Morgenfrühe des 22. Juli 1800 stand der neunundzwanzigjährige Pfarrer Maurer mit seiner Gattin und einer ihnen befreundeten jungen Dame, Mademoiselle Kirchhofer, reisebereit unter der Tür seines Hauses, der sog. Spitalschreiberei in Schaffhausen; zwar klatschten einzelne Regentropfen auf das Pflaster der guten alten Stadt, aber dadurch durfte man sich doch vom Antritt einer längeren Reise nicht abhalten lassen. Die Kutsche, die vor dem Pfarrhaus wartete, wurde wagemutig bestiegen, und um sechs Uhr rollte sie zum Tor hinaus. Noch lagen zu dieser Stunde die Straßen still, ganz anders als in Zürich, wo dem jungen Geistlichen vor Jahren schon die am Morgen viel früher einsetzende Tätigkeit in den Läden und Werkstätten aufgefallen war. Auf dem Hange längs dem Nordufer des majestatisch dahinströmenden Rheinstromes ging die Fahrt zwischen Weinbergen durch, bis ein durch den unseligen Krieg neugebahnter Weg zum Strom hinunterführte, gerade dem Kloster Paradies gegenüber. Da überspannte noch eine Schiffbrücke das Wasser. Es war aber nicht die ein Jahr zuvor von den kaiserlichen Truppen dort erbaute, sondern ein Werk neuern Datums, von den Franzosen errichtet. Hier hieß es aussteigen und vorschriftsgemäß zu Fuß die Brücke überschreiten. Sie schwankte recht beträchtlich, und der Reiseberichterstatter versäumt nicht zu bemerken, dass die vorjährige österreichische Schiffbrücke denn doch viel besser und sicherer als die gegenwärtige konstruiert gewesen sei. Der Schweizer Soldat, der am südlichen Ufer gerade die Brückenwache hatte, mochte denken, die Reisenden hätten alle Ursache, dankbar zu sein, dass sie heil über das Bauwerk gekommen waren. Er forderte von ihnen statt Zoll ein „Branntweingeld“. Doch war's ihm kaum zu verargen, hatte er doch diesen Brauch von der französischen Schildwache über-



Alte Schaffhauser Baukunst Abb. 5. Treppe und Halle im zweiten Stock des Großen „Hauses“ zu Schaffhausen.



Alte Schaffhauser Baukunst Abb. 6. Erkerzimmer im ersten Stock des Hauses „zum Neubau“ in Stein a. Rh., mit Getäfel und Tellerdecke in Nussbaumholz, mit eingebautem Buffet und bemaltem Steckborner Ofen.

nommen, die er dort abgelöst hatte. — Nun konnte der Wagen, der ebenfalls ohne Unfall über den Strom gelangt war, wieder bestiegen werden; er führte die Reisenden über Basadingen nach Neunforn. Pferdewechsel nötigte zu kurzem Aufenthalt im Wirtshaus. In der Wirtsstube stach dem reisenden Pfarrherrn ein katholisches Doktordiplom ins Auge, das der Wirt als Tapete an die Wand gehängt hatte, ein Diplom, das an Pracht weit jene übertraf, die auf reformierten und lutherischen Universitäten von den neu gebackenen Doktoren um viel Gold erkauf wurden. „Ich hätte auf einen großen Doktor geschlossen, wenn ich nicht den Unfug, der mit Diplomen getrieben wird, gekannt hätte,“ schreibt launig der Erzähler.

Doch weiter ging's, der Thur zu. Bei Eßlingen (Ueßlingen) war sie erreicht. Da dort noch keine Brücke hinüberführte, stand ein Wagenschiff bereit, das Kutsche und Reisende hinübertrug. Von da waren sie bald in Frauenfeld, dem nach einer Feuersbrunst (1788) fast ganz neu wieder aufgebauten artigen Städtchen. Sie fuhren im „Hirschen“ vor und nahmen in

Gegenwart zweier französischer Offiziere das Mittagessen ein. Das Wesen der fränkischen Volksbegläcker sagte aber den Schaffhausern wenig zu. „Sie glauben an die Allgemeinheit ihrer Muttersprache, die Citoyens. Man hört es der Art an, mit der sie sich an der table d'hôte sogleich der Conversation bemächtigen. Man hört es der zum voraus ein Oui verlangenden Frage an, mit der sie sogleich einsetzen: Vous parlez français, Monsieur, Madame, Mademoiselle? Obgleich ich anfangs jenes Oui mit „un petit peu“ begleitet sagte, blieb ich doch immer stummer Zuhörer der Conversation zwischen den beiden Offizieren, deren einer seit einiger Zeit in diesem Wirtshaus logierte, um sich von Wunden heilen zu lassen, die er in einem Walde bei Augsburg bekommen hatte, von brigands, wie er sagte (brigands bedeutet in ihrer Sprache oft Bauern, die sich ihrer Haut und ihres Eigentums wehren, welches ihnen von denen, die sich zum Rauben und Morden privilegiert glauben, sehr verübelt und mit dem Namen brigande belegt wird). Der andere Offizier, ein älterer Mann, kam von Memmingen (bayrische Reichsstadt), wo er Komman-

dant gewesen, und ging nach Zürich.“ Er radebrechte etwas deutsch und suchte den Reisenden die Schönheiten des Rheinfalls klar zu machen.

Die Zeché im Hirschen zu Frauenfeld war hoch, wie sonst nirgends auf der ganzen Reise. Der Wirt hatte seinen Gästen wohl die Ehre, mit französischen Offizieren zusammengepeist zu haben, mit in die Rechnung eingeschlossen. Bei hellem Sonnenschein ging am Nachmittag die Reise auf der Landstraße nach Wil weiter. Raum war die Gesellschaft ein halbes Stündchen gefahren, so sprengte von hinten ein Reiter in scharfem Trabe an den Kutschenschlag heran und gebot ein barsches Halt. Ein Schreck durchfuhr die Wageninsassen, hatten sie doch in diesen unruhigen Zeiten es versäumt, einen Platz mit sich zu nehmen. Es war aber zum Glück ein Bekannter, Herr Morell, der Präsident der Verwaltungskammer des Kantons Thurgau, der die junge Frau Pfarrer von ihren Mädchenjahren her kannte, sie bei der Abfahrt von Frauenfeld bemerkt hatte und ihr nun nachgeritten war. Bis nach Wil blieb er der Kutsche zur Seite und gab dem neugebackenen Ehemann Anlaß zu einem scherhaft-ernsten Examen gegenüber seiner jungen Gattin, weil ihr ein so schnei-

diger Cavalier mit solchem Eifer nachgeritten war.

Durchs freundliche Thurtal fahrend, gelangte der Reisewagen abends nach Büren, wo genächtigt werden mußte. Die flotte Thurbrücke, ein schönes Denkmal der Kunst Joh. Heinrich Grubenmanns<sup>1)</sup>, zog hier die Blicke auf sich, zumal vom gleichen Baumeister auch jene prächtige gedeckte Brücke zwischen Schaffhausen und Feuerthalen stammte, die beim Rückzug der Franzosen 1799 in Flammen aufgegangen war. Weniger guten Eindruck machte das steinerne Standbild des heiligen Nepomuk, des Brückenschuhpatrons, der ob der Brücke gegen Niederbüren zu stand und mit häßlichem Antlitz, von Bubenhand und Zeit beschädigt, auf die Wanderer heruntergloste.

Der folgende Morgen sah die Reisegesellschaft auf dem Weg nach Hauptwil. Die Straße war freilich streckenweise in so elendem Zustand, daß es geratener schien, große Stücke zu Fuß zurückzulegen. Daß die Schnitter und Schnitterinnen am Wege auch gar nirgends einen Gesang erklingen ließen, machte einen düstern Eindruck. Glücklich langten die Schaffhauser am Bestimmungsort Hauptwil an, verabschiedeten den Wagenlenker und quartierten sich bei ihrem Schwager ein,

der hier das Amt eines Schloßpredigers versah. Vor 1798 war der Ort eine Gerichtsherrlichkeit zweier Gerichtsherren Gonzenbach von St. Gallen gewesen. Ihres Amtes waren sie durch die politische Umwälzung enthoben worden, doch behielten sie immerhin ihren Wohnsitz im Dorfe bei: der ältere Gonzenbach, der nachher Regierungsstattleiter des Kantons Thurgau wurde, im sog. „Obern Schloß“, der jüngere mit seiner zahlreichen Familie im „Unteren Schloß“, das gewöhnlich das Kaufhaus genannt wurde. „Er ist es eigentlich, der die Fabriken in Hauptwil hält; für ihn arbeitet

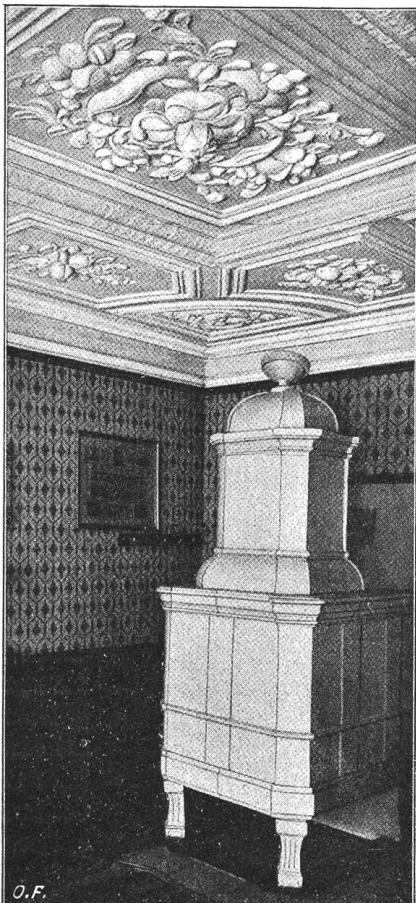
<sup>1)</sup> Johann Heinrich und Joh. Ulrich Grubenmann von Teufen (Appenzell), hochberühmte Kirchen- und Brückenbauer des 18. Jahrh. Sie erstellten u. a. die gedeckten Holzbrücken bei Schaffhausen, Rheinau und Bettingen, die alle drei den kriegerischen Ereignissen von 1799 zum Opfer fielen. Das Modell der Schaffhauserbrücke findet sich heute noch in der Eidg. Techn. Hochschule.



Alte Schaffhauser Baukunst Abb. 7. Fensterpartie mit bemaltem Täfer und reicher Stuckdecoration im Haus „zum Neubau“ in Stein a. Rh.

alles, was an diesem Ort lebt und weht. Hauptwil hält sich aufrecht durch den Handel und die Tätigkeit dieser Familie. Die Frau des Kaufmanns, die Schwester des Gerichtsherrn Gonzenbach, ist eine mit männlicher Tätigkeit und Spekulation handelnde Kaufmännin. Den Einwohnern des Dorfes, die kirchlich zu Bischofszell gehören, muß der Schloßprediger alle Sonntage eine Predigt halten. Die beiden Schlösser, die aber mit Unrecht diesen Namen führen, besonders das untere, sind schöne geräumige Wohnungen, mit Geschmack retabliert. Um das untere Schloß zieht sich ein geräumiger Park. Es gibt in Hauptwil viele schöne Häuser, und der bei weitem größte Teil derselben ist mit Blitzableitern versehen, die aber manchen Wohnungen dadurch gefährlich werden, daß man sie nicht gehörig unterhält."

Ein Ausflug nach dem sog. „Eulenhaus“, einem ausgedehnten Meierhofe in der Umgebung des Dorfes, machte den Reiseberichterstatter mit der Tatsache bekannt, daß in jener Gegend die Güterpreise überaus niedrig waren im Vergleich zu denen in den Kantonen Schaffhausen und Zürich. „Man sah wohl“, schreibt Maurer, „daß in der Nähe Fabrikarbeiter wohnten, die dem Landmann den Ankauf der Güter nicht verteuerten. Mir ist das immer kein gutes Zeichen für den Wohlstand und die Sitteneinfalt einer Gegend. Der Landbau ist wohl das sicherste Mittel zur Erhaltung dieser beiden Stützen des Staates, und muß er da nicht sehr schlecht geachtet werden, wo das Erdreich so wohlfeil ist? Fabriken



Alte Schaffhauser Baukunst Abb. 8. Ofenecke im zweiten Stock des Hauses „zum steinernen Trauben“ in Stein a. Rh.; Stuckdecke im Stile Höscheler's (um 1700).

und Kaufmannschaft bringen auch Wohlstand. Ich leugne dies nicht, wenn man das Wohlstand eines Landes nennen kann, wo in einzelnen Häusern das Gold sich häuft, während in hundert Hütten ringsumher Armut herrscht. Dieser Anblick ist mir so widrig als der Anblick einer Stadt, in welcher Baracken neben Palästen stehen... Und doch nennt man dies oft eine prächtige Stadt. Die Summe von Wohlstand und dem damit verbundenen Wohlsein muß gleichmäßiger verteilt sein, als es gewöhnlich an sogenannten wohlhabenden Orten der Fäll ist, sonst kann ich mich dieses gerühmten Wohlstandes nicht freuen.“ Könnten diese vor mehr denn hundert Jahren niedergeschriebenen sozialen Gedanken nicht auch unserer gegenwärtigen Zeit entstammen?

Von Hauptwil aus machten die Schaffhauser mehrere Abstecher. In Bischofszell, wo sie die alte Bekanntschaft mit dem hochangesehenen Dr. Scherb auffrischten, imponierten ihnen besonders die herrlichen Linden vor dem Tore mit den geräumigen Bänken darunter, ein wahres Labsal für müde Wanderer.

Am 25. Juli wurde die Reise fortgesetzt. Ueber den Aussichtspunkt „Hohe Tanne“ pilgerten sie zu Fuß nach St. Gallen hinunter. Bei einem raschen Gang durch die Stadt fiel ihnen in die Augen, wie an den Türen und Toren der ehrwürdigen alten Klostergebäude ganz neumodige Aufschriften prangten, wie: Verwaltungskammer, Chambre d'administration; Kantonsgericht; Präsident der Verwaltungskammer, Président de la chambre administrative usw., alles Zeu-



Alte Schaffhauser Baukunst Abb. 9. Nebhäuschen Schwiler bei Stein a. Rh., von S.-O.

gen der politischen Umwälzung dieser Jahre. Das mochte den Schaffhausern wenig behagen, und so stiegen sie schon am Nachmittag nach Bögelinsel und Speicher hinauf, um hier eine Jugendfreundin der Frau Pfarrer aufzusuchen. „Die Wohnung der Familie Sonderegger (wenn ich diese beschreibe, kennen Sie alle andere an diesem Ort und fast alle im ganzen Appenzellerland) ist ganz von Holz gebaut, und was dem ganzen einen lieblichen Anblick gibt, die ganze Fassade ist mit Baumspalier bedeckt. Das Innere der Zimmer, mit der größten Reinlichkeit unterhalten, die Tische, Bänke, Gesimse von Tannenholz, daneben die nussbraungeglätteten Wandschränke mit den schönen, großen messingenen Schlossern, tun dem Auge außerordentlich wohl... Eins ist sehr unangenehm bei diesen hölzernen Häusern, nämlich das Gepolter, welches nur geringe Bewegung in den obren Stockwerken für die untern verursacht. Wer sich dessen nicht gewohnt ist, wird dadurch gewaltig

erschreckt und hält die, welche über seinem Kopfe gehen, im Verdacht großer Plumpheit im Gange... Das schönste und größte Haus im Speicher ist das, welches Herr Schläpfer, ein Schwager von Herrn Gonzenbach im Kaufhaus zu Hauptwil, bewohnt. Man sieht es ihm von außen an, daß in ihm wohnt ein reicher Mann.“

In dem hablichen Dorf wurde genächtigt. Der folgende Tag sah die Wanderer auf dem mühsamen Weg, der durchs tiefe, pittoreske Teufenertobel nach dem Dörfchen „auf Stein“ führt. Hungrig und durstig trafen sie hier ein. „Unsere erste Anfrage war hier nach dem Wirtshaus. Der Wirt ließ sich nicht sehen, aber seine Unwesenheit bei Haus wurde bemerkbar gemacht durch die verschiedenen Gäste männlichen und weiblichen Geschlechts, welche sich nach und nach in der Wirtsstube versammelten. Von Zeit zu Zeit entfernte sich einer aus der Stube, und wenn er wieder zurückkam, gab's Gratulationen von Seite der Anwesenden, worin ich dann

immer miteinstimmte, sobald ich wußte, daß dem Beglückwünschten, während seiner Abwesenheit aus dem Zimmer, von dem Worte sei zu Ader gelassen worden. So erfuhrn wir auch, daß der Wirt Arzt für diese Gegend ist, und sahen, daß er von den Patienten, welche in Person kommen, seines Rates zu pflegen, doppelte Honoranz bezieht. Denn bis Audienz erteilt werden kann, sorgt die Frau Doktorin als Wirtin sogleich für Zeitvertreib mit dem Weinglaß. Ich hatte viel Spaß mit der Frau Doktorin-Wirtin, besonders da ich merkte, daß sie — mißtrauisch in meine eigentliche Denkungsart — sehr zurückhaltend sein zu müssen glaubte in ihren Antworten auf die Fragen, welche den Gang der Revolution an diesem Ort und den Aufenthalt der Franken daselbst befragten. Im ganzen aber tat mir eine Beobachtung, welche ich allerorts im Appenzellerland machen mußte, sehr weh: auch da, wo ich die naivste Neugierung des Unwillens erwarten mußte über das, was

den Schweizer seit Jahren unwillig machen mußte, hat zwangsvolle Zurückhaltung im Reden, verbunden mit lärmendem Glauben an die Allmacht der Unterdrücker, dem Volke großenteils seine Originalität und seine Kraft genommen!"

Nach der ergötzlichen Szene im Doktor-Wirtshaus setzten sich die Reisenden wieder in Bewegung und fanden abends Herberge in Hundwil bei der ihnen bekannten Familie des dortigen Seelsorgers. Das Pfarrhaus, das neben der geräumigen Wohnung auch noch den mit schönen farbigen Scheiben geschmückten Saal des Distriktsgerichtes und — einige Gefängnisse barg, stieß an den Platz, der vor der Revolution zur Abhaltung der Landsgemeinde diente. Hier hatte sich an den beiden letzten Landsgemeinden durch Parteigeist und Rachsucht die Leidenschaft aufs höchste gesteigert. Schrecklich sei's gewesen, erzählte Pfarrer Meier, wie hier Mord und Totschlag wüteten und sogar die Stätte unmittelbar vor der gegenüberliegenden Kirche mit Blut besudelt wurde. Und doch machte die Einwohnerschaft des Dorfes in ruhigen Zeiten den Eindruck eines Volkes von treuerherzigem Schlage, schien freundlich und gutmütig.

Von Hundwil kehrten die Schaffhauser nach Hauptwil zurück, ruhten sich noch ein paar Tage aus und wanderten dann westwärts über Büren nach Wil. Das Bild der Gegend, die sie durchquerten, war jedoch keineswegs erfreulich; denn eine entsetzliche Dürre ließ alle Pflanzen absterben. Weder jetzt noch in den folgenden Wochen ließ der Himmel einen Tropfen Regen zur Erde fallen. Zwischen Wil und Münchwilen gesellten sich einige unheimliche Burschen zu den Schaffhäusern, fünf elend gekleidete französische Soldaten ohne Gewehr. Ihr Führer wies ein in entsetzlichem Deutsch abgefaßtes Schreiben vor, dessen Inhalt er nicht verstand und sich nun ins Französische übersetzen ließ. Es war eine Quartieranweisung an die Fünf, an die Munizipalität

in Münchwilen gerichtet. Gesprächig berichteten sie, wie sie bei Massenas Armee in Italien gewesen, viel gehungert und gedürstet und sich viel mit den „Geißelherzligg“ (Kaiserlichen) herumgeschlagen hätten, bis sie sich endlich von diesen fangen ließen und nun ausgewechselt worden seien, weshalb sie jetzt auf dem Rückmarsch nach Frankreich wären. Es werde übrigens bald Frieden geben, und wenn der (deutsche) Kaiser diesen nicht abschließe, sei er ein Esel! Zum Glück blieb die wenig anmutige fränkische Gesellschaft dann in Münchwilen zurück, und so konnte das Ehepaar (das seine Reisebegleiterin schon in Hauptwil zurückgelassen hatte) seinen Weg nach Elgg wieder allein fortführen. Im dortigen Wirtshaus zur Meise nahm es Nachtquartier und hörte, wie immer noch die Berichte über französische Grenadiere und Füsiliere auch hier das Tagesgespräch bildeten. Man traute ihnen wenig Gutes zu, und als am folgenden Morgen das Gerücht umging, es seien achthundert Franzosen auf der Landstraße von Winterthur nach Elgg im Anmarsch,



Alte Schaffhauser Baukunst Abb. 10. Stübchen im ersten Stock des Nebhäuschens Gähwiler mit Deckenmalerei (Opferung Isaaks).

zögerten die beiden Schaffhauser anfänglich, ihre Reise in jener Richtung fortzusetzen. Doch erwies sich das Gerede als unrichtig, und sie wagten es, über Seen nach Rüburg weiter zu wandern. Nur einen flüchtigen Blick warfen sie auf das alte Schloß, das unbewohnt dalag. Es hieß, es sei durch Plünderung, nicht sowohl von fremdem Militär als von einheimischen Schelmen, in ganz unbewohnbaren Zustand versetzt.

Wohlbehalten kamen sie am Nachmittag im Pfarrhaus Illnau an, wo ihr Schwager Keller sie erwartete und ein paar Tage herbergte. Er hatte eine für die Jugend des Dorfes wohltätige Institution geschaffen, indem er eine sog. „Französische Schule“ unterhielt, wo er selber einer Anzahl Knaben verschiedenen Alters Unterricht in der französischen Sprache erteilte, wobei auch für die Muttersprache manches abfiel. Also offenbar eine Vorläuferin der heutigen Sekundarschule!

Am 5. August morgens gegen vier Uhr wurde die Weiterreise nach Zürich angetreten. „Bis Wangen und Dübendorf ging's noch ziemlich gut, aber von da an, wo wir auf der schönen Landstraße allem Glanz der Sonne ausgesetzt wären, ward's entsetzlich heiß. Welche Verschiedenheit jetzt an diesen Orten und auf der Landstraße von dem, was ich vor einem Jahr im Brachmonat da sah! Damals die beiden Dörfer voll Verwundeter, die sich mühsam davonschleppten, von ihren Kameraden unterstützt oder auf Wagen dahingeführt wurden; die Landstraße bis an den Zürichberg hin voll kaiserlicher Truppen, die zum Ersatz für diejenigen, welche das Kartätschenfeuer der Franzosen auf dem Berge niedergeschmettert hatte, hingeführt wurden; die große Ebene links an der Landstraße, Wiesen und Felder mit kaiserlicher Kavallerie bedeckt; die Luft von morgens vier Uhr an bis nachts neun Uhr vom beständigen Feuern der Kanonen und des kleinen Gewehres erschüttert! Jetzt war alles so still, so ruhig! Nicht einen einzigen Menschen sahen wir auf der Straße nach dem Zürichberge. Wir bestiegen nun denselben. Aber mir ist's, ich müßte noch leuchten, wenn ich nur mit der Feder von diesem Steigen rede. Wie war's möglich vor einem Jahr, daß die Kaiserlichen diesen

mit Verschanzungen besetzten, mit Verhauen ganz übersäten Berg erstiegen!... Die Bäume zu beiden Seiten des Weges sind umgehauen. Es sieht noch jetzt furchtlich aus auf dem Berge, wie die Bäume kreuzweise übereinanderliegen. Ich war froh, als wir oben waren und auf der andern Seite hinabsteigen konnten, wo sich die Stadt Zürich und der herrliche See mit seinen dorfreichen Ufern bald unsern Augen darbot.“ Gern hätte das junge Paar in dem Wirtshaus auf der Höhe übernachtet, um die Mondcheinbeleuchtung des Sees von dort aus zu genießen; allein die Wirtin versicherte, sie sei durch die Plünderung der Franzosen außer Stande gesetzt, Betten zur Verfügung zu stellen. So stiegen die beiden zur Stadt hinab und betraten diese durch die Niederdorfpforte. Die erste Brücke, die sie passieren mußten, schien ihnen fast so gefährlich wie die Schiffbrücke beim Kloster Paradies. „Das Auge schwindelt, wenn es einen Blick in das unten durchströmende Wasser tut, welches durch die Spalten zwischen den übel zusammenpassenden Brettern gar gut, aber nicht lustig anzuschauen ist. Das Ohr wird erschreckt von dem Gepolter, welches das Gehen über die Brücke verursacht. Nachher war man's gewohnt. Denn es ist auf allen Brücken so, welche man in und um die Stadt Zürich zu passieren hat. Unser Gang führte uns am stattlichen Waisenhaus an der Limmat vorbei und auf den Lindenhof. Doch hielten wir uns an keinem Ort länger auf, da wir jetzt Zeit und Erfrischung nötig hatten, um uns für Besuche instand zu stellen. Diese Bedürfnisse führten uns sogleich zum Raben<sup>2)</sup>. Wir mußten über die Schwertbrücke, welche gerade sehr volkreich war wegen dem Markttag, am Schwert vorbei. Da aber wollten wir nicht einfahren, es schien uns zu vornehm für Fußgänger.“

Doch auch im Raben war die Aufnahme anfangs wenig freundlich. Die Kellner wiesen die beiden bestaubten Wanderer in zwei unfreundliche, mit Plättliböden belegte Dachkammern im dritten Stock hinauf, dazu mit einer Miene, die bedeuten sollte: das Wirtshaus, worin sie

<sup>2)</sup> Das alte bekannte Gasthaus zum „Rappen“, seit 1698 auch Raben genannt, zuletzt Hotel Bilharz, jetzt Privathaus, an der Schiffslände gelegen.

die Ehre hatten zu dienen, sei eigentlich viel zu vornehm für solche Gäste. Dem Reisebeschreiber entringt sich der mißmutige Ausruf: „Däß doch Erfahrung diese insolenten Diener nicht belehrt! Däß sie immer noch die Mode beibehalten, mit jener unverständigen Verächtlichkeit und Grobheit diejenigen, welche nicht in Kutschchen oder Chaisen hergefahren kommen, nur halb zu bedienen und sie doch am Ende nicht weniger zahlen lassen als die, welche daher kutschiert kommen!“

An der Table d'hôte hatten die Reisenden wieder das Glück, in fränkischer Gesellschaft zu speisen. „Diesmal waren es Commissairs, gefleidet und coiffiert à l'in-croyable. Ich hielte manche Vorstellung in Kupferstichen von den jetzigen Pariserstühern für bloße Karikatur, aber diese Tischgenossen im Raben belehrten mich eines bessern. Mit ihnen waren ein paar französische Offiziere da, nebst einem Schweizer, welcher der abgeschmackten Mode, seine vaterländische Sprache zu verleugnen, frönen zu wollen schien. Und unten an der Tafel saß ein geheimnisvoller Reisender. Anders weiß ich den Mann im dunkelblauen Rock, schwarzer Weste, schwarzen Beinkleidern und Strümpfen, mit schwarzen Haaren, dem blassen Angesicht und schwarzen freundlichen Augen nicht zu nennen, der mir auf französische und deutsche Anrede bloß lächelndes Kopfnicken zum Bescheid gab. Nachher erfuhr ich von ihm selbst, daß er ein deutscher Kaufmann sei, der an der Table d'hôte nicht gern die Sprache derer rede, welche daran sitzen.“

Nach dem Essen begab sich das Schaffhauser Ehepaar ins schöne, 1771 erstellte Waisenhaus, dessen ausgezeichneter Verwalter Hefz von der Zeit her, wo er Amtsschreiber in Feuerthalen gewesen, in freundschaftlicher Verbindung mit Pfarrer Maurer stand. Das Haus mit den



Alte Schaffhauser Baukunst Abb. 11. Hauptbrunnen (1769) von Neunkirch, Bez. Ober-Schaffhausen, mit dem Wahrzeichen des Städtchens, der charakteristischen Kirche, auf dem Kapitell der mehrkantigen Brunnen säule.

prächtigen, geräumigen, hohen Zimmern wurde gebührend bewundert. Namentlich imponierte die große Reinlichkeit. „Selbst in der Krankenstube spürten wir nicht den geringsten übeln Geruch.“ Ein eigener Lehrer war für den Unterricht der Waisenkinder angestellt, und in einer trefflich eingerichteten Schneiderwerkstatt fertigten fünf Knaben unter Leitung eines Meisters sämtliche Kleider an, die man in der Anstalt benötigte.

Des weitern wurde ein Besuch dem Zunfthaus zur Meise abgestattet, in dessen unterm Teil der Gemälde- und Kupferstichverlag des Herrn Fühlin zu sehen war. „Man nennt's gewöhnlich Kunstkabinett. In diesem Augenblick aber kam ihm dieser Name nicht zu, nach dem zu urteilen, was aufgehängt war oder in den zu oberst liegenden Cahiers so vorzu gezeigt wurde. Es war bloß Krambude, in welcher dann freilich — sehr gescheiter Krämerspekulation zufolge — das Gangbarste zuvorderst gestellt war. So zogen z. B. die Porträts eines Erzherzogs Karl, Buonaparte, Desaix, Bernadotte, Massena, Suwarow zuerst die Augen auf sich. Lavater, den man überall trifft, mußte auch hier hinein; er figuriert an der Spitze eines Heftes als Seher mit der Laterne magique. Von Ludwig Hefz<sup>3)</sup>, dem kürzlich (April 1800)

<sup>3)</sup> Ludwig Hefz von Zürich, 1760—1800, Landschaftsmaler und Kupferstecher; seine Ölgemälde, Stiche und Handzeichnungen befinden sich größtenteils in den Händen der Zürcher Kunstgesellschaft.

verstorbenen ersten, fast einzigen Landschaftsmaler, sahen wir da zwei Landschaften, deren Vorstellungen herzzer-schneidende Szenen aus der Geschichte der Folgen unserer Revolution enthalten. Es soll eine seiner letzten Arbeiten gewesen sein. Auf der einen sieht man fränkische, blau-uniformierte Räuber einer armen, wehklagenden Bauernfamilie ihre letzte Unterstüzung, eine Ruh, mit sansculottischer Bravour wegnehmen. Das andere stellt eine auswandernde Schweizerfamilie vor, die im größten Elend ihren verbrannten, verwüsteten Wohnort verläßt. Daneben hingen auch ein paar schöne englische historische Stücke und einige in Öl gemalte Landschaften von dem unsterblichen Geßner."

Ein Abendspaziergang führte die fremden Gäste in den Platz (Platzspitz), die besuchteste öffentliche Promenade Zürichs. Diesmal war sie ziemlich leer, nur wenige und kleine Partien wandelten in den prächtigen Pappelalleen auf und ab. „Gerade beim Geßnerdenkmal, einem Werk unseres unsterblichen Landsmanns Trippel<sup>4)</sup>, mußten wir unsere fränkischen à l'incroyables wieder antreffen, in Gesellschaft einer Donna à la Titus oder à la Caracalla. Das Denkmal hat in den Kriegsjahren nicht im geringsten Schaden gelitten. Die Bedürfnisse, welche die Staatsumwälzung auch in Zürich verursachte, haben der öffentlichen Promenade, dem Platze, auch eine etwas andere Gestalt gegeben, als sie einige Jahre früher hatte. Ein großer Teil derselben, wo vorher bloß Rasen war, ist jetzt in Kartoffelfelder und Gemüsegarten verwandelt. Die Wirkung davon für's Auge ist gar nicht unangenehm.“

Um folgenden Vormittag suchten die Reisenden noch den Kunstmaler Wüst<sup>5)</sup> auf. „Er vergnügte uns sehr teils durch seine schönen Malereien, teils durch seine Scherhaftigkeit. Ein Geheiß seiner spaßhaften Laune ist ein Tisch in seiner Wohnung, auf welchem er ein schönes, mit Elfenbein ausgelegtes Messer und ein paar Schillinge so natürlich gemalt hat,

<sup>4)</sup> Alexander Trippel von Schaffhausen, geb. 1744, gest. 1793 in Rom, berühmter Bildhauer, Schöpfer des Medaillon-Bildnisses von Geßner im Platzspitz.

<sup>5)</sup> Joh. Heinrich Wüst von Zürich, 1741—1821, Mitbegründer der Zürcher Künstler-Gesellschaft, in deren Besitz verschiedene seiner Bilder übergegangen sind.

dass man sie lange als Dinge ansieht, die wirklich auf dem Tische liegen. Er erzählte uns auch, daß er oft seinen Spaß treibe und Leuten, denen er etwas auszuzahlen hat, das Geld an jener Tischedeck aufzähle, wo die paar Schillinge aufgemalt sind. Wenn die Leute dann ihr aufgezähltes Geld wegstreifen, so sollen immer die paar Schillinge auch noch mit.“

Am Nachmittag des 6. August schieden die Schaffhauser von Zürich. In einem Chaischen ließen sie sich der entsehlichen Hitze wegen bis Nürensdorf fahren. Bemühend war der Anblick der ausgedörrten Wiesen; nur am Ufer der Glatt ließ sich hie und da ein grünes Plätzchen sehen, gleich einer Oase zwischen verbrannten und erstorbenen Wiesen. Zu Fuß ging's am kühleren Abend bis nach Winterthur und dann am folgenden Tag nach Andelfingen, wo sie im Pfarrhaus bei Onkel und Tante Weith das Ende der wohlgelungenen Reise feierten. Sie fanden da den jungen Künstler Merz<sup>6)</sup>, dessen zeichnerische Talente Pfarrer Weith entdeckt und den dieser zur Ausbildung in das Haus des berühmten Kupferstechers Lips in Zürich hatte bringen lassen, wo er rasche Fortschritte, besonders im Porträtzeichnen mit schwarzer Kreide und Wasserfarbe mache. Seine Kupferstiche zeigten schon erstaunliche Fertigkeit im Zeichnen und große Rührung in der Führung des Grabstichels. „Er bringt es gewiß weit in seiner Kunst; es brennt ein stilles Feuer in dieser Künstlerseele,“ urteilte Pfarrer Maurer, und sein Urteil hat sich in der Folgezeit als durchaus richtig erwiesen.

Am 9. August nachmittags nahmen die beiden Wanderer das Schlüßstück ihrer Spazierreise unter die Füße. Fröhlich marschierten sie der Vaterstadt Schaffhausen zu. Geschwister und Freunde zogen dem Paar entgegen, und in Uhwiesen feierten sie das Wiedersehen bei einem Glase Weins, „das uns, wenn wir landsfremd gewesen wären, nicht eben einen guten Begriff von dem Gewächse des Weinstocks in dasiger Gegend gegeben hätte.“

Dr. Adolf Nabholz, Glarus.

<sup>6)</sup> Kaspar Merz von Buch am Irchel, geb. 1783, gest. erst 24jährig in Wien 1807, hochbegabter Zeichner und Stecher. Bei Lips in Zürich und an der Akademie in Wien schuf er in wenig Jahren erstaunlich viele und schöne Stiche; sein früher Tod machte einer viel versprechenden Laufbahn ein Ende.